

Carola Wildt

Ost-West-Strukturen, Feminismus, Frauenbewegung, Frauenhausbewegung gestern und heute (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript zum Ost-West-Treffen der Frauenhäuser in Leipzig 11. - 13. 3.1993)

I. Ost-West Begegnung.

Ich möchte in einem fiktiven Dialog Tatjana Böhm antworten. Sie hat den Ost Part in einen kurzen Artikel zu der Frage: "Wo stehen wir Frauen nach 40 Jahren getrennter Geschichte in Deutschland West und Ost?" dargestellt, veröffentlicht in den Feministischen Studien vom November 1992 .Tatjana Böhm ist Gründungsmitglied des UFV, sie war in der Zeit der Regierung Modrow Ministerin vom Runden Tisch für Frauenrechte, Verfassungsfragen und Sozialpolitik. Ich werde ihre Argumentation in fünf Thesen zusammenfassen und jeweils aus West-Perspektive darauf antworten.

I.These: Tatjana Böhm formuliert zunächst unsere gemeinsame Ausgangssituation, wenn sie feststellt, daß trotz der unterschiedlichen Geschichte, trotz der unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen in Ost und West, "Gleichberechtigung und wirkliche Gleichstellung der Frau" (S.28) weder in Ost noch in West verwirklicht war/ist. Die Zweitrangigkeit des weiblichen Geschlechtes galt/gilt - trotz partieller Fortschritte - hier wie da.

Von diesem schlichten Fakt auszugehen heißt, - und ich stimme ihr hierin zu, jede Hierarchisierung, Abgrenzung oder Spaltung in ein Mehr oder Weniger, Besser oder Schlechter, Schon-so-weit oder Nocht-nicht-so-weit, nicht vorzunehmen, weil es uns nichts nützt, es schadet vielmehr der Sache, um die es uns (jetzt) gemeinsam geht. Gerade deswegen aber müssen wir uns den Unterschieden unserer jeweiligen Geschichte und Gesellschaftsordnungen stellen, sie kennenlernen, analysieren und akzeptieren. Es geht um Unterschiede in den politischen Verhältnissen, den Lebensentwürfen, den Lebensgeschichten, den alltäglichen Selbstverständlichkeiten und damit notwendiger Weise auch um das unterschiedliche Verständnis von Gleichberechtigung/Emanzipation oder Feminismus.

Tatjana Böhm macht dann deutlich, wie sie (und sie formuliert hier die Position und Kritik des UFV) im Rückblick auf die realsozialistischen Verhältnisse die Gleichberechtigungspolitik in der ehemaligen DDR begreift.

2. These: Mit dem "sozialpolitischen Modell zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf" war formale Gleichberechtigung verwirklicht. Diese "Lösung der Frauenfrage" war "Teil eines repressiven Gesellschaftssystems". "Langfristig dient dieses Modell nicht der Emanzipation von Frauen, die ja mit Autonomie und Subjektwerdung verbunden ist, sondern es stellte in seiner Konsequenz mehr ein "Emanzipationsverhinderungsmodell" dar. (S. 30)

(Nicht hinterfragt wurde: die traditionelle Arbeitsteilung, der männliche Maßstab, die patriarchalen Macht- und Herrschaftsstrukturen, die Verantwortung für Kinder, für Reproduktion s- und Beziehungsarbeit, die Doppel- und Dreifachbelastung die überwiegend Frauen individuell getragen haben)

(Antwort) Ein gesellschaftliches/staatliches Interesse an der Gleichberechtigung bzw. Emanzipation der Frauen gab es in der BRD Geschichte - trotz Verfassungsgrundsatz- nicht. Im Gegenteil. Es gab/gibt kein tragfähiges Modell für die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf. Die reale Situation der sog. Doppelbelastung, galt/gilt als jeweils individuelle Entscheidung war/ist somit nur durch "private" Lösungen zu bewältigen. Darin wird in der BRD bis heute keine Aufgabe staatlicher Sozialpolitik gesehen. Gleichberechtigung ist zwar Verfassungsnorm aber kein Gegenstand praktischer Politik der Machteliten. Die Politik der Frauenbewegung hat einiges bewirkt hinsichtlich des Einklagens der Verfassungsnorm. Dennoch: Gleichberechtigung ist Sache der Frauen/Frauenbewegung, nicht von Männern und Frauen, nicht vom Staat.

Bis in die 70er Jahre war von Frauen als eigenständigen Personen nicht die Rede, überall da aber, wo von Familie die Rede war, waren Frauen mitgemeint. Basis dieser Auffassungen war/ist also kein egalitäres sondern ein komplementäres Konzept der Geschlechterordnung. Hier fällt der Ideologie der Weiblichkeit die zentrale Rolle ; argumentiert wird dann mit der Natur, dem Wesen, der Biologie der Frau. Emanzipation i.S. der Autonomie und der Subjektwerdung verstosse - i. S. patriarchaler Geschlechterideologie - gegen die Bestimmung der Frau.

Vor jeder Realpolitik bzw. parallel dazu hatte die Frauenbewegung der 70er Jahre also die Aufgabe der Ideologiekritik, das scheint mir ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Ost und West zu sein. Deswegen erscheint die Frauenbewegung-West vielen so intellektuell, theoretisch, wissenschaftlich, mittelschichtorientiert. Gegen diese Ideologie der Weiblichkeit mußte argumentiert werden und insofern ging es ganz vorrangig um so etwas wie Subjektwerdung, Selbstbestimmung, Autonomie von Frauen. Es ging darum überhaupt eine eigene Stimme zu bekommen, eigene Werte zu formulieren, den Maßstab von Männern für die Definition von Frau/Frauenrolle/Weiblichkeit in Frage stellen. Aber Frauen hatten keine Lobby, als eigenständige Gruppe gab es sie nicht in der Gesellschaft. Die komplementär gedachte Geschlechterordnung hat funktioniert, weil selbstverständlich auch Frauen gelernt haben/lernen (Sozialisation, Leben in patriarchalen Machtstrukturen), ihren für sie vorgesehenen Part zu spielen. Frauen sind so wie sie sein sollen, wenn auch nicht nur so. Es zeigt sich in dem, was wir mit "weiblichen Sozialcharakter" bezeichnen: Dasein für andere, geliehene Identität über andere/den Mann, Verantwortung für das Nächstliegende, Beschränkung des Wirkungsradius auf das Private etc. Dagegen nachhaltig anzugehen (auch und gerade gegen die Verinnerlichung der Weiblichkeitsideologie bei Frauen) ist das Verdienst der Frauenbewegung. Doch jede politisch-konservative Wende bedient sich der tradierten Weiblichkeitsideologie auf Neue und immer wieder müssen wir dagegen argumentativ ansetzen.

3. These: Trotz ihres Ungenügens (keine Aufhebung der realen Doppelbelastung) hat sich diese "administrative Gleichberechtigungspolitik, die staatlich verordnet und für - nicht durch-Frauen gemacht wurde, als "Mythos Gleichberechtigung" in den Köpfen von vielen Frauen festgesetzt" (S. 30), schreibt Tatjana Böhm. "Frauen wurden blind für reale Benachteiligung" Aber: "sie interessierten nicht als Subjekte, die die Komplexität ihres Lebenszusammenhanges bewältigten, sie interessierten vielmehr als Arbeitskräfte, Funktionsträgerinnen und/oder Mütter." (S. 30) Als Arbeitskräfte, als Mütter haben Frauen eine gesellschaftliche Wertschätzung erfahren und konnten als Gruppe Frau eine Kollektiv-Erfahrung machen.

(Antwort) Das Fehlen einer gesellschaftlich akzeptierten Emanzipation hat Frauen in der BRD gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen illusionsloser sein lassen (zumindest am Anfang). Es war klar, jeder cm muß erkämpft werden und jeder "Erfolg" war auch ein Zugeständnis der Männergesellschaft an Frauen. Diese Konstellation ist bis heute fast unverändert. Für die "Emanzipation der Frau" gibt es kein von der Männergesellschaft gewelltes oder initiiertes Modell. Emanzipation oder besser Patriarchatskritik ist bis heute Sache der Frauen bzw. auch nur der Frauen, die es zu ihrer Sache machen.

Die Frauenbewegung war/ist immer eine soziale und eine politische Bewegung. D.h. eine Bewegung von unten und Teil der politischen Opposition. Das formulierte Ziel der Befreiung jeder einzelnen Frau bedeutete die Befreiung aller Frauen. "Keine Frau ist frei, solange nicht alle Frauen frei sind", lautete ein Slogan der 70er Jahre. "Frauen gemeinsam sind stark" darin drückte sich auch eine Suche nach Kollektiverfahrung aus, gegen die gesellschaftlich vorgesehene Vereinzelung der Frau, gegen den Status der Frau, der ihr über die Zugehörigkeit zum Mann zugewiesen ist. Kollektiverfahrung dagegen gab es für Frauen immer nur mit denen, mit denen sie sich/wir uns gerade zusammengeschlossen haben. Aber zu diesem Ziel konnten unterschiedliche Wege hinführen und so hat in der Frauenbewegung der 70er Jahre sehr bald ein Ausdifferenzierungsprozeß stattgefunden (Liberaler Feminismus, Sozialistischer Feminismus, Gynozentrischer Feminismus (Gleichheit oder Differenz), Radikaler Feminismus, siehe hierzu u. a. List 1989) Es zeigt(e) sich ein Pluralismus der produktiv war, weil sich immer mehr Frauen mit ihren Interessen an dieser Arbeit beteiligten, der aber in der Folge auch Abgrenzungen, Polarisierungen und Spaltungen hervorgebracht hat.

4. These: "Die andersartige patriarchale Struktur im Osten hat zwar die individuelle (materiell/ökonomische) Abhängigkeit der Frau vom Mann verringert, nicht jedoch zu wirklicher Autonomie geführt, sondern die individuelle Abhängigkeit ausgetauscht gegen "Bevormundung und Versorgungsleistungen durch den Staat." Gleichberechtigung in der DDR war eine Gleichberechtigung ohne Emanzipation, denn Emanzipation stellt immer Herrschaftsstrukturen in Frage, ist mit der Forderung nach Abbau von Herrschaft verbunden." (S. 31)

(Antwort) Für den überwiegenden Teil der Frauen in der BRD war und ist ein eigenständiger Lebensentwurf aufgrund von materieller Abhängigkeit vom Mann nur unter erschwerten Bedingungen

möglich. An der Norm der "Weiblichen Normalbiografie" (Dreiphasenmodell) wird festgehalten, obgleich soziologisch längst nachgewiesen ist, daß Frauen in dieser Gesellschaft eine "doppelte Sozialisation" (vgl. Gudrun Axeli Knapp) durchlaufen: die Sozialisation von Mädchen ist familien- und berufsorientiert. Aber es hängt den jeweils aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen, der wirtschaftlicher Konjunktur etc. ab, welchen Lebensentwurf sie - mehr oder weniger - verwirklichen können (vgl. Angelika Diezinger). Im ideologischen Mainstream der BRD Gesellschaft finden die veränderten Lebensentwürfe von Frauen keinen Widerhall, im Gegenteil. Mit der konservativen Wende seit Beginn der -80er Jahre findet ein Rollback zur "weibliche Normalbiografie" statt, unabhängig von den realen Lebensverhältnissen von Frauen, die nicht nach dem Dreiphasenmodell lebt, sondern in großer Zahl auch in Teilzeitarbeit- und ungeschützten Arbeitsverhältnissen beschäftigt ist.(vgl. Wilms-Herget, Christel Eckart) Und es gibt den Typus der sog. Karrierefrau, der in der Werteskala der Männergesellschaft immer noch als Ausnahme gilt (aber als Alibifrau brauchbar ist). Es gibt einen Wertewandel hinsichtlich der "Normalbiografie" und des weiblichen Lebensentwurfes, der von Frauen ausgeht und immer gegen Widerstände erkämpft werden muß. Verbunden damit ist die Kritik an strukturellen Gegebenheiten in der Gesellschaft, die Frauen so nicht vorsieht (männliche Definition von Beruf und Qualifikation, orientiert an der "männlichen Normalbiografie"; strukturelle Diskriminierungen von Frauen in der Arbeitswelt; Reprivatisierung des Sozialen der personenbezogenen Dienstleistungen etc.).

Es gibt keine verordnete Emanzipation und die von Frauen erkämpfte, wird politisch wenig/nicht unterstützt. Deswegen mußte/muß es uns um Kritik an den patriarchalen Herrschaftsstrukturen gehen, die das behindern. (Wo kein Bewußtsein oder politischer Wille ist, reicht es nicht die in der Verfassung versprochene Emanzipation einzuklagen). Wenn das staatlich verordnete Gleichberechtigungsmodell der DDR Emanzipation i. S. einer "Subjektwerdung und Autonomie" verhindert hat, so gilt für die BRD, daß dies durch den Einfluß der Frauenbewegung (von unten) zwar in immer weiteren Kreisen bei Frauen angekommen ist, daß aber jede politisch-konservative Wende ein gesellschaftliches Klima des Antifeminismus heraufgespült. Der durch die Frauenbewegung erreichte gesellschaftliche Bewußtseinswandel steht somit auch immer wieder in Frage. Oder anders gesagt: Frauenbewegung wird nicht überflüssig.

5. These: Es wurde "ein Lebenskonzept - die gleichzeitige Erwerbstätigkeit und Mutterschaft - ermöglicht und normativ abgesichert", dadurch wurden "andere Lebenskonzepte nicht gleichermaßen akzeptiert und alternative Lebenskonzepte sogar weitgehend verunmöglicht" (S. 31).Verbunden war damit ein starker Kontrollaspekt (Vollzeitarbeit und frühe Familiengründung), es bedeutete eine "sehr starke "Verregelung von Lebensentwürfen". Eine Jugendphase hat es kaum gegeben/war strukturell verhindert. (S. 31)

(Antwort) In der BRD Entwicklung dagegen gab/gibt es eine Tendenz zu Individualisierung und Pluralisierung von Lebensentwürfen (vgl. Ulrich Beck/Beck-Gernsheim 1986, 1990) Individualisierungsprozesse der Gegenwart tangieren insbesondere den "weiblichen Lebensentwurf". Insofern gibt es zumindest scheinbar auch und gerade für Mädchen und Frauen ein Anzahl von Alternativen und biographisch veränderte Erfahrungsmöglichkeiten. Aber diese Pluralisierung der Lebensstile hat zwei Seiten – Sie bedeuten "Freiheit der Wahl und Zwang zur Wahl" zugleich (vgl. Beck 1986).D. h. auch das "frei" Gewählte unterliegt subtil wirksamen Normen und Gesetzmäßigkeiten Die Verregelung des Lebens verläuft hier nach weniger offensichtlichen, darum aber nicht weniger wirksamen Mustern. Gleichzeitig bleiben aber die Ansatzpunkte für einen Widerstand dagegen auch vielschichtig und vielfältig.

II Autonomiebegriff und das Phänomen der Ent-Täuschung

Die eben dargestellten gesellschaftlichen Bedingungen, das geistige Klima, in denen in den 70er Jahren in der BRD eine Frauenbewegung entstanden ist, machen schon etwas deutlich, warum diese Frauenbewegung sich "autonome Frauenbewegung" nannte. Ich will darauf kurz eingehen, weil der Begriff der Autonomie auch in der Frauenhaus-Arbeit eine zentrale Rolle spielt.

Autonomie bedeutete in der Aufbruchzeit der Frauenbewegung: sich befreien aus gesellschaftlicher, aus männlicher Bevormundung, einer Bevormundung, die Frauen einen gesellschaftlich vorbestimmten Ort zuweist - wie Christina.Thürmer-Rohr sagt: "ein Ort beim Mann" - gemeint, als sowohl räumliche als auch geistige Ortszuweisung.

Autonomie anzustreben bedeutete demgegenüber: von einem örtlich und geistig unbesetzten Raum auszugehen, der Frauen die Möglichkeit gibt, das eigene Gewordensein, die Soll-Vorstellungen über das

"Weibliche" unter männlich determinierten Bedingungen kritisch und selbstkritisch zu hinterfragen und eigene Werte, Anschauungen, Ziele, Theorien etc. zu entwickeln.

Diese Grundeinsicht hatte zur Folge, daß Frauen im wortlichen Sinn eigene Räume für sich gefordert haben. Das waren Orte der Wissenschaft z.B., wo wir entdeckten, daß es keine geschlechtsneutrale Sozialisation gibt, aber auch Orte wie Frauenhäuser die keine Alternativ-Einrichtungen waren/sind, sondern Orte, wo wir das zum Thema machen, was die Männergesellschaft jahrhundertlang tabuisiert, bagatellisiert, abgeleugnet oder/und zum Kavalliersdelikt erklärt hat: der physische, psychische und sexuelle Angriff auf die Würde der Frau. Frauenhäuser sind also deswegen keine Alternativ-Einrichtungen, weil es keine anderen Einrichtungen/Institutionen in der Gesellschaft gibt .die sich auch diesem Problem angenehmen.

Unsere Sichtweise darauf brauchte Autonomie als Möglichkeitsraum, damit wir uns nicht blenden lassen von gesellschaftlichen vorgegebenen Rechtfertigungen und Verharmlosungen der Gewalt gegen Frauen. Dieser Anspruch ist bis heute in der Sache notwendig, denn die Definitionsmacht gesellschaftlicher Probleme bzw. einer veränderten Realitätsicht, ist Teil der gesellschaftlichen Macht und Herrschaftsverhältnisse.

Dennoch müssen wir heute auch selbstkritisch sagen, daß der Autonomie-Begriff der 70er Jahre euphorisch und idealistisch davon ausgegangen ist, wenn Frauen eigene Räume haben, werden sie sich freimachen von männlicher Bevormundung, sie werden zu "ihren" anderen Analysen, Werten, Zielen etc. gelangen. Was wir nicht wahrgenommen haben, ist, wie sehr Frauen selbst verstrickt sind in die gesellschaftlich anerkannten männlichen Werte, Normen, Haltungen, Wissensbestände auch und gerade über/für Frauen und insofern wir in eigenen Räumen nicht einfach plötzlich ganz anders sind/sein können. Frauen sind verstrickt in patriarchale Wertemuster und genau für diese Verstrickung bekommen sie Anerkennung, wenn sie also so funktionieren wie die Männergesellschaft sie braucht.(vgl. Thürmer-Rohr 1987 u.89 Ansatz der Mittäterschaft)

"Autonomie" ist kein zu erreichender Zustand, als einzelne sind wir immer Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse die uns prägen und die wir selbst mitgestalten. Autonomie kann nur im Sinne eines politischen Zieles, als Annäherungswert verstanden werden.

Mir scheint diese Differenzierung wichtig, weil sie. uns vor Enttäuschungen bewahren kann. In der Frauenhausbewegung gibt es auch diese Enttäuschung über nicht verwirklichte Autonomie: von Vereinnahmung durch "den" Staat/"die" Gesellschaft ist die Rede.

Ich denke, wenn ein Totalitätsanspruch an Autonomie geknüpft wird, muß jede Wirklichkeit als Vereinnahmung erscheinen. Was jedoch ist realistisch? Was würde Autonomie bedeuten, wenn wir sie verstehen, als eine Möglichkeit zum Gegenwissen, zum Widerspruch, zum Andersdenken und Andershandeln, zum Widerstand, zur Gegenwehr. Dazu brauchen wir sie, weil es bedeutet, daß wir uns in unserem Tun nicht von der Anerkennung der Gesellschaft abhängig machen, sondern das machen, was wir für richtig halten, mit allen unseren Unzulänglichkeiten - ohne dafür Lob und Verbündete zur Voraussetzung zu machen. Soweit zur Autonomie.

Bei der Vorbereitung für diesen Beitrag ist mir aufgefallen, daß in den Texten - die mir zugegeben zufällig in die Hände fielen - sich der Blick auf das Thema der Frauenhausarbeit verändert hat. Ich habe viel gelesen über die Bewohnerinnen von FH und wenig über mißhandelte Frauen; viel über Bewohnerinnen als Klientel von Sozialarbeit und wenig über Frauen als Opfer von Männergewalt; viel über Betroffene, wenig darüber wovon sie betroffen sind; viel über Frauen in Frauenhäusern und wenig über das, was sie voneinander unterscheidet: Bewohnerin oder Mitarbeiterin zu sein; mißhandelt, vergewaltigt und Überlebende zu sein; weiß, deutsch und christlich oder schwarz, nicht-deutsch, muselmanisch oder jüdisch. Von "Gewalt gegen Frauen" ist zu lesen als Überschrift, als Nennung des Themas, als stehender Fachbegriff.

Der Blick ist abgelenkt/weggelenkt von dem gewalttätigen Angriff auf das Leben, die Integrität, die Würde von Frauen und Mädchen oder Jungen. Und die Sprache ist entpolitisiert. Vielleicht fällt mir das auf, weil ich jetzt nicht in einem Frauenhaus arbeite, aber weiß worum es dort tagein tagaus geht und ich es schon merkwürdig finde, daß von allem möglichen die Rede ist, was in jedem Fall dazugehört und reflektiert werden muß, aber das Faktum der Gewalttätigkeit, die Erfahrungen der Gewalt, die Versuche des Überlebens und Davonkommens von Frauen und die physische und psychische Befindlichkeit von Frauen, das wird quasi vorausgesetzt bzw. soll mitgedacht werden. Was ich damit sagen will ist, ich lese wenig davon, daß eine Bewohnerin in einem FH nicht irgendeine Frau ist. die zufällig dort lebt, sondern eine Frau, die ganz akut Gewalt erfahren hat und von ihr bedroht ist. Eine Frau, die in der Biografie ihres

Lebens gerade nicht in einer Normal- sondern einer Ausnahmesituation ist, die sie sich nicht ausgesucht hat, die ihr vielmehr von außen, vom Täter auf gezwungen wurde.

Es stimmt, wir wissen heute mehr über "das Thema" Gewalt gegen Frauen und es ändert sich letztlich nichts an den Tatbeständen der Gewalthandlungen die so unfäßbar brutal, unmenschlich, zerstörerisch und auch subtil perfide und entwürdigend sind/sein können. Das das so ist, ist auch ein Erfolg der Frauenhausarbeit, die die Gewalterfahrungen von Frauen aus dem Privaten ans Licht gezerrt hat und das Reden darüber enttabuisiert hat. Aber ist es nicht gleichzeitig bedenklich, wenn das Empörende, nur weil es x-mal gewußt ist, so wenig skandalisiert wird im eigenen Sprechen und Schreiben? Und ist es nicht vor allem deswegen bedenklich, weil es den Blick mehr verändert, als vielleicht beabsichtigt D.h. von Bewohnerinnen zu sprechen ist mehr als die Veränderung einer Bezeichnung, wenn darüber die realen und aktuellen Erfahrungsunterschiede zwischen "Frauen im Frauenhaus" tatsächlich aus dem Blick geraten.

(Es geht mir nicht darum die Bezeichnung "Bewohnerin" in Frage zu stellen, sondern um den Hinweis, darauf zu achten, in welchem Kontext wir wie reden.)

Ich komme darauf natürlich nicht ohne Grund. So wird z.B. von der Enttäuschung gesprochen, die Frauenhaus- Mitarbeiterinnen erleben, weil ihre "Hoffnungen auf Schwesterlichkeit, Gleichheit und Wärme" enttäuscht würden, schreibt M. Brückner (1990).

Die Hoffnung, daß die "Betroffenen" weitreichende persönliche Veränderungen durch Bewußtwerdung der eigenen Situation machen werden, hat sich - nach M. Brückner - in den Augen der Mitarbeiterinnen nicht erfüllt: Am Anfang "wurden Vorstellungen und Gemeinsamkeiten und Gleichheit im Wünschen und Denken (von) allen Frauenhausgründerinnen geäußert. Sie hatten feste Vorstellungen, was die Frauen, die ins Haus kommen, lernen sollen; allerdings waren sie davon überzeugt, daß die Frauen das auch lernen wollten, nämlich gleich den Gründerinnen emanzipierte Frauen zu werden." S. 151

"Grundlage des Handelns in der Anfangszeit war das Selbstverständnis, als Frau - wie alle Frauen -, von männlicher Gewalt direkt oder indirekt bedroht und betroffen zu sein und daher Frauen, die unmittelbarer männlicher Gewalt ausgesetzt sind, verstehen und unterstützen zu können. Das Ziel der Befreiung war allen Frauen gemeinsam, nur wurden sie in unterschiedlichem Ausmaß von Männern davon abgehalten, gegen ihre Unterdrückung aufzubegehren. Für diese gemeinsame Aufgabe der Selbstbefreiung waren alle Frauen gleich qualifiziert und gleichermaßen berufen. In dieser Gleichheit lag die Stärke der Bewegung. Differenzierungen störten nur, führten zu Konkurrenz und Neid, schwächten die Kampfkraft und bedeuteten schwer aushaltbare Spaltungen." (Brückner S. 150)

So gehen auch Frauen aus dem Frauenhaus Zürich davon aus, daß die ersten Frauenhauskonzepte von dem Leitgedanken einer "gemeinsamen Betroffenheit aller Frauen von Männergewalt" waren geprägt. "Die Unterscheidung zwischen Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen wäre bedrohlich und trennend gewesen, weil gleichbedeutend mit hierarchischer Gewalt. Die Gleichmacherei fand nach einiger Zeit konkreter Arbeit mit den geschlagenen Frauen ein schmerzhaftes Ende. Und zwar mit der enttäuschenden Erkenntnis, daß sich die, in Frauenhäusern Schutz, Hilfe und Solidarität findenden Frauen nicht zu gesellschaftskritischen, bewußten, politischen Frauen "entwickeln" liessen." (S. 2) Diese Enttäuschung war "ein Schock, weil diese Selbsttäuschung, beziehungsweise das Eingeständnis derselben, ein ganzes Konzept, ein ganzes Frauenkartenhaus in Frage stellte." (S. 2)

Thematisiert wird hier eine Täuschung/Selbsttäuschung über eine vermutete Gemeinsamkeit, die sich in der Praxis nicht realisierte. Die Frauen aus dem Frauenhaus Zürich sagen nun, statt zu erkennen, daß die Konzeption auf einer falschen Grundannahme basierte und entsprechend geändert worden wäre, hätten die Frauenhäuser an der Konzeption weiter festgehalten, um sich das Eingeständnis einer Fehleinschätzung zu ersparen, um sich den schmerzhaften Abschied von einer lieb gewordenen Idee zu ersparen und auch, um einer Verunsicherung aus dem Wege zu gehen, die unausweichlich ist, wenn erkannt wird, daß nicht alle Frauen gleich sind. Statt sich also diesen Fakten zu stellen, habe man sie ignoriert und die Ansprüche in der Arbeit verändert: Mehr Konzentration auf der Ebene individueller Hilfen und Preisgabe eigener übergreifender politischer Ziele. Hier wird also eine mögliche Erklärung für das viel beklagte Phänomen der Entpolitisierung der Frauenhausarbeit in den Raum gestellt - darüber sollten wir reden.

Ich möchte aber auch fragen: Wieso eigentlich sollen sich Schwesterlichkeit und Wärme nur realisieren können, wenn wir uns alle (als) gleich erleben? Die Idee der Gemeinsamkeit in den 70er Jahren war gedacht als politische Gemeinsamkeit d.h. auch als etwas tendenziell Abstraktes. Tatsächlich wurde sie aber sehr schnell als unmittelbare Erfahrungskategorie verstanden/ rezipiert und mußte so zwangsläufig zu den formulierten Enttäuschungen führen. Ich frage mich, wieso, wir den Respekt vor den Unterschieden, die uns alle mehr oder weniger von einander unterschieden, oft eher als Bedrohung

denn als Chance erleben? M. Brückner geht nach ihrer Analyse der Frauenhausarbeit und dem Umgang mit Enttäuschungen (exemplarisch an den Erfahrungen im Frauenhaus Frankfurt/Main) davon aus, "daß die Idee der Selbstverwirklichung im Frauenhaus, (die für alle Frauen gedacht war) am ehesten für die Mitarbeiterinnen umgesetzt werden konnte, zumindest was das eigene Selbstverständnis betrifft" (S. 149) Und weiter: "Die Mitarbeiterinnen sehen die Bedeutung der Frauenhausarbeit für sich selbst in ihren eigenen Reifungsprozessen, der Entwicklung von Eigenverantwortlichkeit und Eigeninitiative und in der familiären Atmosphäre des Teams" (S.148/49) (Wahrscheinlich "funktioniert" auch das nur dann, wenn die Mitarbeiterinnen sich als möglichst homogene Gruppe erleben.)

III

In diesem Zusammenhang steht auch das (in West-BRD) schwierige und heikle Kapitel Frauenhausarbeit und Sozialarbeit auf das ich kurz eingehen will. In der West Frauenbewegung Anfang der 70er Jahre gab es eine klare Distanz zur damaligen institutionellen Sozialarbeit (sog. Alternativprojekte gab es noch nicht). Im Kontext der linken Reformpolitik wurde traditionelle Sozialarbeit abgelehnt, weil sie als ein Anpassungs- und Integrationsinstrument und eine Kontrollinstanz des Staates erkannt wurde. Verbunden per se mit einer hierarchischen Struktur von Wissen und Nicht-Wissen, von Macht-und Ohnmacht. (Viele Frauen der damaligen Frauenbewegung kamen aus diesem Berufsbereich!) Feministische Arbeit dagegen - verstanden als Arbeit "von Frauen für Frauen", lehnte jegliche Hierarchie und Formen einer asymmetrischen Hilfe und Unterstützungsarbeit ab.

Mit der Entstehung von Frauenprojekte ab Mitte der 70er Jahre veränderte sich an den gewünschten Konstellationen zwischen Frauen und Frauen oder Frauen und Mädchen etwas (§218-Beratung, Notruf für vergewaltigte Frauen in Frauenzentren 1974/75 Gründung der Initiativen für Frauenhäuser, Feministische Mädchenarbeit etc.) Denn hier begegneten sich nicht mehr nur "Gleiche". Gemeinsamkeit konnte nicht mehr allein heißen: gemeinsamer, gleicher Erfahrungshintergrund, sondern sollte verstanden werden als politische Gemeinsamkeit. Jede Frau galt als Expertin ihrer Lebenssituation. Unterschiede gab durch Alter, soziale Lage, Kompetenz, Wissen etc. Die feministische Arbeit in den entstehenden Frauenprojekten galt dann als "Hilfe zur Selbsthilfe", damit war klar, Frauen helfen den Frauen, die Hilfe/Unterstützung brauchen und dies tun Frauen, die sich dazu in der Lage sehen/zuständig d.h. kompetent fühlen. Verstanden werden wollte diese Arbeit explizit als politische und nicht als Soziale Arbeit/Sozialarbeit. Die Ablehnung von klassischer/traditioneller Sozialarbeit hat die Frauen in den Projekten insbesondere in den FH ganz schnell eingeholt, d.h. die konkrete Alltagserfahrung hat den Eindruck wachsen lassen, daß die eigentlich politisch verstandene (Beratungs-)Arbeit im Frauenhaus sich letztlich reduziere auf "stinknormale Sozialarbeit". Als Gründe dafür wurden/werden genannt: die mißhandelten Frauen tragen Erwartungen an die Mitarbeiterinnen heran, die sich in nichts von den Erwartungen unterschieden, die sie an Sozialarbeiterinnen im Amt haben; die Beratung reduziert sich weitgehend auf die Klärung von materiellen und rechtlichen Ansprüchen; möglich ist immer nur eine individuelle Symptombehandlung; es gibt in der Frauenhausarbeit nur wenige Unterstützungsangebote, die nicht mit institutionellen gesellschaftlichen Vorgaben in Einklang gebracht werden müßten. D.h. vorherrschend war/ist der Eindruck die konkreten Handlungsspielräume von Mitarbeiterinnen sind durch institutionelle Strukturen vorgezeichnet und eingeengt. Angelika Henschel schreibt dazu: "Ein immer wiederkehrenden Grundkonflikt innerhalb der FH Arbeit könnte als Politik vs Sozialarbeit beschrieben werden" S. 2). Wobei von Annahmen über Sozialarbeit ausgegangen wurde/wird, wie z.B.:

- Sozialarbeit leiste Individualhilfe, verkenne also die gesellschaftlichen Strukturen und trüge so zur Stabilisierung dieser bei
-
- Sozialarbeit sei traditionell eher auf männliche Klienten ausgerichtet und trüge so zur Festschreibung von Rollenstereotypen bei
- Sozialarbeit als weibliche Domäne sei unakzeptabel. "Mütterlichkeit als Beruf" würde von kritischen Feministinnen abgelehnt, gilt diesen doch die Emanzipation aus den traditionellen Strukturen und Rollen als oberstes gebot
- Professionalisierte Sozialarbeit wird gleichgesetzt mit entfremdeter, distanzierter Arbeit, die per se Machtausübung fordere

Ich will nicht behaupten, daß Sozialarbeit frei sei von einer Instrumentalisierung und Funktionalisierbarkeit für die gesellschaftlich herrschenden Interessen. Aber mir scheint doch, daß hier ein total konservatives Bild von Sozialarbeit in den Köpfen herumgeistert. Ich gehe davon aus, und das

läßt sich auch historisch rekonstruieren, daß Sozialarbeit immer etwas Doppelgesichtiges ist. Sie kann Instrument der Anpassung, aber auch Instrument der Widerständigkeit, der Aufklärung, der Bewußtwerdung sein.

Die Frage ist immer, auf welche Seite stellen wir uns, wie gehen wir mit den Widersprüchen um die z.B. dadurch entstehen, daß wir Frauen in der Durchsetzung ihrer Interessen in den bestehenden institutionellen Strukturen unterstützen und gleichzeitig diese Institutionen wegen ihres Bürokratismus, ihrer strukturellen

Frauenfeindlichkeit, ihres immanenten Rassismus, ihrer Ungerechtigkeiten etc. kritisieren. Ein Wider Spruch, der nicht wirklich auflösbar ist, mit dem wir vielmehr beständig umgehen müssen. Ein Widerspruch, den wir politisieren müssen, weil wir sonst immer versuchen werden auf die eine Seite, die nur "gute" Seite zu kommen. Das zieht entweder den Ausstieg aus der Sozialarbeit nach sich, um vermeintlich nur noch politisch zu arbeiten oder es bedeutet den Abschied von politischen Ansprüchen und konfrontiert uns mit Sozialarbeit pur.

Den Widerspruch politisieren hat etwas mit unserem politischen, professionellen Selbstverständnis zu tun. Das wirft eine Reihe von Fragen auf, auf die ich hier nur am Rande eingehen kann.

Das politisch/professionelle Selbstverständnis ist konfrontiert mit dem Mythos vom sog. "weiblichen Arbeitsvermögen", was Frauen für Soziale Berufe prädestiniere. Es geht um ein Arbeitsvermögen, was mehr auf ihre "Eignung", denn auf ihre Qualifikation setzt (vgl. Ursula Rabe-Kleberg). Die damit im Zusammenhang stehende gesellschaftliche Geringschätzung zieht eine Tendenz zur Selbstentwertung und Abwertung der Arbeit und des beruflichen Engagements von Frauen selbst nach sich. Ich gehe davon aus, daß so, wie die Thesen vom "weiblichen Arbeitsvermögen" in den 70 und 80er Jahren von Frauen rezipiert wurden, sie nicht unmaßgeblich zu der viel beklagten Entpolitisierung der Arbeit in Frauenprojekten beigetragen haben.(vgl. Birgit Rommelspacher und Gudrun Axeli Knapp)

Auch und gerade für die Frauenhausarbeit ist m.E. deswegen die Klärung des beruflichen/professionellen/politischen Selbstverständnisses immer wieder wichtig, um nicht dauernd Politik gegen Sozialarbeit oder umgekehrt auszuspielen. Vielleicht ist es dafür auch notwendig, die Empörung über die Gewalt, die Männer gegen Frauen ausüben, (wieder) mehr ins Zentrum zu rücken. Immer wieder müssen wir uns fragen, welche Motive es für diese Arbeit gibt? Gibt es ein Interesse an den Anderen oder geht es uns in der Sozialarbeit nur noch um Selbstverwirklichung und - zwar die Selbstverwirklichung der Mitarbeiterinnen !? (vgl. Brückner)

Hier besteht m. E. ein großer Diskussions- und Klärungsbedarf, wenn es darum geht, die Frauenhausarbeit wieder aus dem Geruch ihrer Entpolitisierung herauszuholen. Ich sehe in diesem Zusammenhang allerdings auch eine Verantwortung der Frauenforschung /Feministischen Theoriebildung, die den selbstlaufenden Prozeß der Frauenprojektebewegung seit den 70er Jahren nicht ausreichend begleitet hat. D.h. nach der vehementen Skepsis gegenüber der Vereinbarkeit von feministisch-politischem Anspruch und den Arbeitsanforderungen in Projekten, die sozialarbeiterische Bezüge hatten, war das Ganze kaum mehr ein Thema in der Frauenbewegung/Frauenforschung. Die Frauen in den Projekten waren mit den massiven Widersprüchen zwischen politischen Ansprüchen und konkreter Wirklichkeit und das bedeutete allzu oft der Entpolitisierung ihrer Ansprüche ziemlich allein, es fehlten unterstützende Angebote zu selbstkritischen Reflexion der Projektarbeit, der Projektkonzeptionen und Zielsetzungen - daran hat sich bis heute wenig geändert. (Das führt m. E. zu den Verunsicherungen und Verschweigetendenzen von denen weiter oben die Rede war.) .Hier möchte ich gerne ansetzen und der Abkoppelung der Frauenhaus- Diskussion aus den grundlegenden Diskussionen über unser Feminismusverständnis entgegenwirken. (Was bedeutete es auch für die Frauenhausarbeit, wenn Feminismus nicht (mehr) nur begriffen wird als Kampf gegen sexistische Prägungen und Strukturen, sondern genauso gut auch als Kampf gegen rassistische und kapitalistische Prägungen und Strukturen?) Sozialarbeit und Politik nicht gegeneinander ausspielen heißt auch, uns immer wieder zu fragen, wie ist unser Verhältnis zu den Anderen. Von welchem Unrechtsbewußtsein ist unserer politisches Wollen getragen, wem gilt unsere Parteilichkeit und Solidarität, welches Unrecht klagen wir an: das, was uns selbst widerfährt, das, was anderen zugefügt wird oder auch das, was wir selbst mit-ausüben, mit-tragen. Oder können wir es uns in der Welt in der wir heute leben noch leisten, das Interesse an anderen in Frage" zu stellen und zwar immer dann, wenn es sich bei den Anderen um nicht gleich Betroffene handelt, wenn wir nicht eine gemeinsame Ausgangssituation an biografischer, kultureller oder politischer Erfahrung haben oder wenn die Beziehungen zwischen uns asymmetrisch sind?

Literatur

BECK, Ulrich: Die Risikogesellschaft. Frankfurt 1990

BECK,Ulrich/BECK-GERNSHEIM,Elisabeth: Das Chaos der Liebe. Frankfurt 1990

BÖHM, Tatjana: Wo stehen wir Frauen nach 40 Jahren getrennter Geschichte in Deutschland Ost und West? In: Feministische Studien Nr.2 Nov. 1992, S.28 –34

BRÜCKMER, Margit: Vom schwierigen Umgang mit Enttäuschung. Frauenhäuser zwischen Selbsthilfe und Professionalisierung In» Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung
MÜLLER/THIERSCH) Freiburg 1990 S. 137 - 160

FRAUENHAUS Zürich. Gedanken zu den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der politischen Frauenhausarbeit. Manuskript , Internationale Frauenhauskongress. November 1992 in Zürich

HENSCHEL, Angelika. Schwesternstreit, vom den schwierigen Kommunikations- und Interaktionsstrukturen in weiblichen Arbeitszusammenhängen. Manuskript, Internationaler FH Kongress November 1992 in Zürich

KNAPP, Gudrun Axeli: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellation von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen In: Klasse Geschlecht (BEER, Ursula Hg.) Bielefeld 1987

LIST, Elisabeth: Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt 1989 (Einleitung)

RABE-KLEBERG, Ursula: Frauenberufe. Zur Segmentierung der Berufswelt. Bielefeld 1987

ROMMELSPACHER, Birgit: Mitmenschlichkeit und Unterwerfung, zur Ambivalenz der weiblichen Moral, Frankfurt 1992

THÜRMER-ROHR, Christina: Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin 1987. Dies.: In: Mittäterschaft und Entdeckungslust (Studienschwerpunkt Frauenforschung Hg.) Berlin 1989

WILDT, Carola: Feministische Gewaltdebatte im Rückblick In: Die alltägliche Wut (Bendkowsky/Rotalsky Hg.).Berlin 1987